

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Helena Janeczek**

**Lektionen des Verborgenen**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlagsurheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2017

NEULICH ABENDS BEHAUPTETE eine Frau im Fernsehen, sie sei die Reinkarnation eines in einem Vernichtungslager umgebrachten jüdischen Mädchens. Das hat mir mein Freund Olek erzählt. Er rief mich aus Rom an, und beim Reden verfolgte er weiter die wer weiß wie rekonstruierten Etappen dieses vorherigen Lebens, den genauen Bericht über vorgeburtliche Erinnerungen, und sagte immer wieder »es ist erschütternd«. Dann habe ich das Telefongespräch rasch beendet, ich sagte, daß das Programm auch mich interessiere, obwohl das nicht stimmte, und schaltete den Fernseher ein. Man sah eine Frau um die dreißig, Psychologin, wie die eingblendete Schrift in Brusthöhe besagte. Inzwischen erzählte sie nicht mehr von ihrem anderen Ich namens Anna oder Hanna, Baumann oder Naumann, sondern erklärte dem Publikum im Studio und dem großen, unsichtbaren Publikum zu Hause, was ihr diese Erfahrung vermittelt hatte, und alle sich daraus ergebenden Folgerungen. Danach kamen die Experten zu Wort: Psychologen, Parapsychologen, Priester, buddhistische Lamas mit übersetzenden Mönchen, ein jüdischer Psychiater, der die Wissenschaft vertrat – aber auch die Religion, die er als »undogmatisch« bezeichnete –, und der einräumte, daß die jüdische Mystik sehr wohl die Vorstellung der Metempsychose kenne, es sich dabei aber um eine anonyme und unerforschbare Reinkarnation handele. Ich bezweifle, daß er mehr darüber wußte und sich in dieser Sache genauer auskannte. Dann hat eine alte Frau, ebenfalls Jüdin, über das Konzentrationslager als eine außerordentlich tiefe Erfahrung gesprochen – sie hat wörtlich gesagt: »Sie müssen wissen, daß das Konzentrationslager auch eine außerordentlich tiefe Erfahrung ist.« An dieser Stelle fiel ihre

weiße Kleidung und ihre lange Holzkette auf, während sie über jemanden berichtete, einen Lieblingsschüler (sagt man Schüler? Jünger? Anhänger?) des indischen Gurus Sri Aurobindo, über diesen Jemand mit indischem Namen, der durch den Aufenthalt in einem nationalsozialistischen Konzentrationslager zum Heiligen geworden war. Sie bietet ihn der jungen Psychologin als Beispiel an, die ihrerseits, mit einem Lächeln auf den Lippen, die Belehrung gerne annimmt und bekräftigt »das ist etwas sehr Schönes, was Sie mir da sagen«. Ich habe mir diese Sendung über Reinkarnation noch eine Weile angesehen und, um das Unbehagen und ein undeutliches Gefühl von Entweihung abzuschwächen, mir immer wieder gesagt »wer bist du eigentlich, daß du über diese gutgläubigen Menschen lachst, was weißt du denn im Grunde darüber ...«.

Ich möchte schon seit einiger Zeit etwas anderes wissen. Ich möchte wissen, ob es möglich ist, Erkenntnisse und Erfahrungen nicht erst mit der Muttermilch weiterzugeben, sondern vorher schon, mit dem Wasser der Plazenta oder sonst irgendwie; denn die Milch meiner Mutter habe ich nicht bekommen, statt dessen habe ich einen atavistischen Hunger, einen Hunger von Hungerleidern, den meine Mutter nicht mehr hat. Ich meine nur diesen einen, diesen besonderen und eindeutig neurotischen Hunger, der mich in gewissen Augenblicken angesichts eines Stücks Brot überkommt, Brot jeglicher Art, gutes, schlechtes, frisches, lätschertes, trockenes. Ich bin sogar fähig, einen trockenen Brotkanten mit den Zähnen zu packen, werfe nie auch nur das kleinste Stückchen weg, lese die Krümel auf dem Tischtuch zusammen, um sie zu essen. Ich leide an einer leichten Brotfreßsucht, der Hauptgrund, vielleicht der einzige, für meine Körperfülle, die meine Mutter so oft kritisiert hat. Aber auch ohne unkontrollierte Attacken muß ich immer das ganze Brötchen aufessen, das ich in der Mensa gekauft habe. Sie hat mir beigebracht, daß Brot heilig ist, daß sie, wenn sie ein Stück Brot auf

der Straße liegen sieht, es aufhebt und irgendwo an einer höher gelegenen Stelle ablegt, um es nicht dort auf der Erde zu lassen. Ich habe die Lektion nur allzu gut gelernt, vielleicht liegt hier das ganze Problem.

Als meine Mutter klein war, war sie kein Vielfraß wie ich, sie mochte nie etwas. Das hat sie viele Male erzählt, um die Eltern zu kritisieren, die die Flausen ihrer Kinder unterstützen, indem sie ihnen nur ihre Lieblingsgerichte kochen. Sie sagt, daß ihre Appetitlosigkeit nur durch den Krieg geheilt wurde, und erntet beifällige Blicke von denen, die zu ihrer Generation gehören, und erinnert an das Heldentum des Hungers. Sie sagt nicht, an welchem Hunger sie litt, und die Bedeutungen des Satzes »es gab nichts zu essen« sind vielfältig. Sie sagt nicht, daß sie rein zufällig oder nur durch ein Wunder nicht vor Hunger gestorben ist oder, noch wahrscheinlicher, vor Kraftlosigkeit durch Unterernährung umgekommen ist, umgekommen durchs Gas.

Nach dem Krieg hatte meine Mutter Hunger, da aß sie, aß sie kräftig. Ihre Kleider von damals passen mir, dabei bin ich zehn Zentimeter größer und wiege zehn Kilo mehr als sie. Ich verstehe nicht, wie das möglich ist, da sie auf Photos aus der Zeit doch nur leichte Rundungen hat. Ich muß diese Kleider anziehen, etwa das weißgepunktete Seidenkleid, um einen Beweis für ihren andersartigen Appetit zu haben, für einen Hunger, der sich mit den Jahren wieder gelegt hat.

Jetzt, da sie alt ist und die Spleenigkeiten der Jugend hinter sich hat, hat sie wieder mit einer strengen Kontrolle ihrer Ernährung begonnen und einen gewissen Argwohn gegenüber Speisen entwickelt, die sie nicht seit jeher kennt, einen Argwohn, den sie gebremst und verborgen hatte, um nicht als schwierig oder, schlimmer noch, als ignorante Plebejerin zu gelten, die, wie der Bauer im Sprichwort, nur das ißt, was sie kennt.

Jetzt, behauptet sie, esse sie »mit dem Kopf«, und macht mir Vorwürfe, daß ich es nicht tue, daß ich mich nicht jeden

Tag auf die Waage stelle, um etwas gegen die Pfunde zu tun, bevor sie zum Kilo und dann zu zweien werden und schließlich zu einem unförmigen Körperumfang und zu einer Beleidigung des Geschmacks und des ästhetischen Ideals und zu was sonst noch. Sie hält mir vor, ich würde mich mechanisch mit Brot vollstopfen, und legt mir die Hälfte von ihrer Portion auf den Teller, weil sie absolut nicht mehr essen könne; ich hege Groll gegenüber der Manie einer alternden Frau, so streng auf die eigene Linie zu achten und so oft darüber zu reden, als handele es sich um eine Frage der Moral. Sie merkt, daß ich ein bißchen freßsüchtig bin. Ich, mit meiner Halbbildung in Psychologie, denke, daß sie seit ihrer Kindheit eine Neigung zur Magersucht gehabt hat, die im Lauf der Jahre immer stärker hervortritt. Wir sind Gegensätze, denke ich, zufrieden und beschämt über meinen Körper und meinen Hunger. Vielleicht ist das der Grund, weshalb ich wissen möchte, ob sie mir möglicherweise diesen Hunger angehängt, ob sie mir ihren Hunger vermacht hat, so wie sie mir heute, obwohl sie mich oft »mein Dickerchen« nennt, ihre halben Schnitzel abgibt, ihre Kartoffeln, ihre halben Portionen Pasta. Ich möchte wissen, ob sie mir den Hunger einer Halbtoten vermacht hat, um diesen Halbtod zu überwinden und den Charakter, die Persönlichkeit, die individuelle Seelenlage zurückzuerobern, die sie vor dem Hunger hatte. Ich frage mich das. Ich frage mich das, um nicht denken zu müssen, daß die Erfahrung der Konzentrationslager nicht nur nicht »außergewöhnlich tief«, sondern überhaupt keine Erfahrung ist, daß man nichts lernt, daß man weder besser noch schlecht wird, und sie, wenn sie erst einmal der Vergangenheit angehört, vergangen ist, festgehalten in den verborgensten Winkeln der Seele, wo sie hindämmert, lastet, fort-dauert. Vielleicht dämmert sie dahin, lastet, dauert fort, weil sie sich nicht völlig in Luft aufgelöst haben kann, sondern gestaltlos, wie sie ist, gestaltlos, wie sie immer sein wird, nicht auf das Verhalten und auf die Person einwirkt, die in die

Norm zurückgekehrt ist, ins soziale Netz, in die Welt der Lebendigen und Satten, die das Recht haben, lebendig und satt zu sein. Ich frage mich das, weil ich nicht in der Lage bin, mich mit dem abzufinden, was ich mit soviel Deutlichkeit bemerken zu können glaubte, und viele Male beim naheliegendsten Beispiel, nämlich meiner Mutter.

Meine Mutter, ein Kind, das nicht ißt, ein junges Mädchen, das Seidenstrümpfe und Lippenstifte klaut, um sich hinter dem Rücken ihrer Mutter hübsch zu machen, die immer »gepflegter und koketter als du« gewesen ist, meine Mutter, die bis zur letzten Seite skandinavische Romane las, die sie für sterbenslangweilig hielt, denn die mußte man lesen und »ich war damals eben ein kleiner Snob«, meine Mutter, die niemals Dicke und Häßliche ausstehen konnte, die immer »eine Ästhetin« war, ist die, die ich kenne, ist die, die mich irritiert, ist die, die das Gegenteil von mir zu sein scheint, weil ich das Gegenteil von ihr sein möchte. Und die, die mit zwei Groschen in der Tasche aus dem Ghetto floh, weil sie wußte, daß seine Liquidierung bevorstand, weil sie die Bedeutung der Worte kannte, und die zu ihrer Mutter sagte »ich geh weg, ich will nicht in den Öfen verbrennen!«, wer ist die?

Fünfzig Jahre später weint sie in Polen, schreit, sie habe »meine Mama, meine Mama« allein gelassen. Wie ein Adler kreischt sie im Museum von Auschwitz, in jenem gediegenen Hotelkomplex, wo weder sie noch die anderen Juden gewesen sind, und vor einem Schaukasten, der ein Muster von Zyklon B zeigt, schreit sie wieder wie ein kleines Kind »Mama, Mama«. Ich habe sie mit bedingungsloser, stolzer Liebe für ihre Szene »in aller Öffentlichkeit« geliebt. Ich liebe eine Mutter, die überlebt hat, die Brot auf der Straße aufhebt, und viel weniger die andere, die jeden Morgen auf die Waage steigt, und es gelingt mir nicht, sie beide zusammenzufügen, und ich weiß, daß ich es mit einem unlösbaren Geheimnis zu tun habe, ich weiß, daß es mir niemals gelingen wird, meine Mutter zu kennen, und ich weiß auch, daß ich sie sogar viel zu

gut kenne und daß all unser Streit nicht mehr und nicht weniger ist als die üblichen Konflikte und der gewöhnliche Familienwahnsinn.

Meine Mutter im braunen Zimmer eines Hotels in Warschau, groß, häßlich und dunkel, wie die Zimmer aller sehr hohen und nicht mehr ganz neuen Hotels, nur ein bißchen trister, ein bißchen dunkler, ein bißchen brauner als die im Westen. Es ist das erste, das wir in diesem Land mit Ruhe sehen, sie nach genau fünfzig Jahren. Ich wußte nicht, daß es ausgerechnet fünfzig Jahre waren, so wie ich auch vieles andere nicht wußte: zum Beispiel, warum sie vor unserer Abreise und dann im Flugzeug so angespannt und schweigsam war. Sicher, ich konnte es mir vorstellen, zumal auch ich schon seit Tagen aufgeregt war vor Angst, Angst vor dieser Reise, die für sie weniger eine Reise als vielmehr eine Rückkehr war. Ich konnte sie verstehen.

Aber ich verstand fast nichts, nichts, bis sie schließlich in diesem Hotelzimmer in Tränen ausbrach, ein heftiges Weinen, und dabei »heute sind's fünfzig Jahre« schrie, was sie jedesmal wiederholte, wenn es ihr gelang, Luft zu holen und zu reden, und ich, die ich sie fragte »sag, was denn?« und versuchte, sie zu umarmen, sie zu streicheln wie ein kleines Kind, dem eine Tragödie passiert ist, etwa eine Puppe zu verlieren oder ein totes Tierchen zu finden, und ich sagte »schon gut, Mama, schon gut« oder etwas in der Art, denn es ist durchaus möglich, daß ich mir die Einzelheiten erfinde. »Fünfzig Jahre sind es her seit dem Tag«, sagte sie schließlich, und sie hielt mich umarmt oder löste sich aus meiner Umarmung, während sie erzählte, was sie damals zu ihrer Mutter gesagt hatte, daß sie nicht mit ihnen in den Tod gehen wollte.

Es war genau am Abend dieses Tages, beim Abendessen mit ihrer Mutter, ihrem Vater und ihrem Bruder, der, viel braver als sie - »er war viel braver als ich, Jerzy war viel braver«,

heult meine Mutter – , Kartoffeln aufsetzte, ganz wenige, vermute ich, oder sonst etwas in dieser Art tat, ich erinnere mich nicht, während sie schrie »es ist nicht wahr, daß sie uns woanders hinbringen, ich weiß genau, wohin sie uns bringen, ich will nicht in den Öfen verbrennen«. Mir hat sie es so gesagt, diese Worte hat sie geschrien, ich vergesse sie nicht. Dann fing sie an, »Mama, Mama« zu schreien, und ich habe wieder versucht, meine Mutter zu beruhigen, wie eine Mutter versucht, ihr Kind zu beruhigen, wenn es weint und »Mama, Mama« schreit, aber es half nichts, dennoch war es ihr nach einer Weile gelungen, aufzuhören und zu schluchzen »es war der schlimmste Tag in meinem ganzen Leben« – er war schlimmer als alles andere, der Tag, an dem sie beschlossen hatte, abzuhausen und ihre Mutter, ihre Mama, die so gut war, dem Schicksal zu überlassen, das sie kannte.

Nur einmal habe ich ein sehr großes Buch geöffnet, es trägt den Titel: *Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau 1939-1945*. Unter dem 27. August 1943 – vor fünfzig Jahren also und eineinhalb Tage nach unserer Ankunft in Warschau – vermerkt ein Absatz:

»Mit einem Transport des RSHA sind ungefähr 1500 jüdische Männer, Frauen und Kinder aus dem Ghetto von Zawiercie eingetroffen. Nach der Selektion werden 387 Männer, denen die Nummern von 140334 bis 140720 zugeteilt wurden, und 418 Frauen, gekennzeichnet mit den Nummern von 56520 bis 56937, im Lager interniert. Die ungefähr 700 übrigen Personen werden in den Gaskammern getötet.«

Das ist die einzige Seite, die an diejenigen erinnert, die ich mich während der Polenreise mit meiner Mutter zum ersten Mal gezwungen habe, Großeltern, Onkel und Tanten zu nennen. Zawiercie ist ungefähr dreißig Kilometer von Auschwitz entfernt, auch ein überladener Güter- oder Viehtransportzug braucht wenig Zeit, um dort anzukommen. Sinnlos sich vorzustellen, zu welcher Hälfte sie nach der Selektion gehört haben. Ich weiß, daß der Großvater nicht gleich



vergast wurde, ihm einige Wechselfälle des Lebens widerfahren. Ich habe Gerüchte über Jerzys Schuhe gehört, den jüngeren Bruder meiner Mutter, die Schuhe, die er im Lager nicht mehr haben durfte, aber ich weiß nicht mehr wann und auch nicht wie. Über die Großmutter weiß ich gar nichts.

Diese Waggonen werden auch die Großeltern, die Onkel und Tanten väterlicherseits deportiert haben. Darüber weiß ich noch weniger. Meinen Vater kann ich nicht mehr fragen, meiner Mutter habe ich nie Fragen gestellt. Ich kann sie nicht über die anderen befragen, wenn sie mir nicht zu verstehen gibt, daß sie mir etwas sagen will. Aber auch sie weiß fast nichts darüber: »fast« bedeutet das eine oder andere Gerücht, wie das von den Schuhen, das eine oder andere Gerücht, das unmöglich zu einer sicheren Feststellung führt, und was soll es auch, das Ergebnis ändert sich dadurch nicht mehr.

*Schreib, sagt meine Mutter, als sie diese Seite liest, schreib, daß es Wehrmachtstiefel waren, sie haben sie ihm wieder abgenommen, bevor er in den Waggon stieg. - Wie bitte? - Vor dem Abtransport, er hatte sie zum Arbeiten bekommen. Im Zug war er barfuß.*

In der Nacht vom 25. auf den 26. August 1943 ist meine Mutter aus dem Ghetto von Zawiercie mit zehn Zloti in der Tasche weggelaufen. Auch möglich, daß es fünf oder sieben oder zwanzig waren, an Zahlen erinnere ich mich nie und noch viel weniger dann, wenn es sich um mir unbekanntes Währungen handelt. Sie war fast zwanzig Jahre alt.

Als ich so alt war wie sie, hat mir die Vorstellung ungeheure Mühe gemacht, irgend etwas zu tun, wovon ich glaubte, es würde ihr mißfallen. Ich habe mich ihr nie offen widersetzt. Ich unterlag bei ihren Angriffen, mit denen sie die eine oder andere meiner Sünden - meistens kleinere Versäumnisse - bestrafen wollte, und die stets mit dem Vorwurf endeten, mein Egoismus sei überzogen. Dieses Urteil akzeptierte ich fast immer, bat um Verzeihung und heulte. Doch so

erreichte ich weder Verzeihung noch das Ende des Streits, im Gegenteil, sehr oft steigerte er sich noch, schien mit meinen Worten und vor allem mit meinen Tränen größer zu werden. Und so schrie sie mich weiter an, und ich heulte. Mit zwanzig Jahren und keinem anderen Grund als den, mein Leben zu retten, hätte ich nicht die Kraft besessen, meine Mutter zu verlassen, ich hätte sie begleitet. Ich kann das nicht mit Sicherheit sagen, aber das Gegenteil kommt mir unvorstellbar vor. Vielleicht wollte sie auch diese absolute Treue erwirken und hat mich deshalb bei jeder kleinsten Verfehlung immer mit so viel Ungestüm angegriffen.

